



Diane Brasseur

Leidenschaft
ist doch nicht
alles

Roman

Aus dem Französischen
von Bettina Bach

dtv

Von Diane Brasseur ist bei dtv außerdem erschienen:
Der Preis der Treue (14527)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
«Je ne veux pas d'une passion» bei Allary Éditions, Paris
© Allary Éditions, 2015
Published by special arrangement with Allary Éditions
in conjunction with their duly appointed agent
2 Seas Literary Agency.
© der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von IP-3 unter
Verwendung eines Bildes von François Roca
Gesetzt aus der Stempel Garamond 11/16
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26151-7

Für meine Eltern

Leidenschaft ist doch nicht alles.« Er stellt die Tasse auf die Untertasse.

Er hat nicht das Zuckertütchen aufgerissen, nicht den Zucker in den Kaffee geschüttet, nicht mit dem kleinen Edlestahlöffel umgerührt; er trinkt seinen Kaffee schwarz und er will kein Verhältnis.

Das sagt er, wieder und wieder, mit winzigen Variationen im Sprechtempo oder in der Intonation. Nicht immer liegt die Betonung auf demselben Wort, mal betont er »nicht«, mal »Verhältnis«, dann wieder »ich«.

Manchmal fügt er ein Wort hinzu und sagt: »Ich will kein Verhältnis haben.«

Er sagt nicht: »mit dir«, bloß, dass er nicht will.

Er scheint es nicht zu bedauern oder unglücklich darüber zu sein, nur alt wirkt er mit seinen nachgewachsenen Haaren.

Man sieht, dass er kahl wird.

Er klingt entschieden: Er will nicht. Mehrmals hintereinander.

Er trinkt einen Schluck, bestimmt ist der Kaffee nur noch lauwarm.

Dann stellt er die Tasse wieder ab und sagt, ich sähe müde aus – ich, das Verhältnis, das er nicht will. Er fragt mich, ob ich zurzeit gut schlafe, und spielt mit dem Zuckertütchen. »Zurzeit« heißt, seit wir nicht mehr miteinander schlafen.

Angeblich habe ich Ringe unter den Augen.

Ich betrachte seinen Mund, seine Lippen bewegen sich, doch ich höre nichts mehr, weder seine Stimme noch die der anderen Gäste, noch das Glöckchen der Eingangstür, noch das Klappern des Geschirrs, noch das Ratschen des in diesem Augenblick aufgerissenen Zuckertütchens.

Ich starre auf den angetrockneten Kaffee in seinen Mundwinkeln, auf den kleinen Eiterpickel zwischen den Bartstoppeln an seinem Kinn, das Hin und Her der Tasse und seines Adamsapfels.

»Was willst du nicht? Ich verstehe nicht.«

Ich verstehe nicht.

Hinten im Café ist es fast leer.

Auf der Bank in der Ecke hatte ein vom Regen durchnässtes Paar gesessen. Heute regnet es nicht. Aber vor sieben Monaten hat es geregnet, als wir das erste Mal hier waren. Da trug ich ein weißes, vom Regen durchsich-

tig gewordenes Tanktop, und vor sieben Monaten hast du, der du jetzt meinst, Leidenschaft sei nicht alles, mich dort hinten auf der Bank gebeten, ja, mich angefleht, mir aufgetragen, meinen BH auszuziehen.

Sie hat nasses Haar und lacht ununterbrochen, die junge Frau im weißen Tanktop in der hintersten Ecke des Cafés. Verliebt ist sie.

Unter ihren Augen sind noch keine Ringe. Dabei schläft sie zurzeit nicht viel. »Zurzeit« heißt, seit sie miteinander schlafen.

Selbst wenn er nicht bei ihr ist, liegt sie wach. Es ist ihr neu, dass man vor lauter Glück nicht einschlafen kann, mit einem zum Bersten vollen Herzen und geschwellenem Geschlecht. Um Mitternacht eine Verabredung mit seinen Freunden, um ein Uhr nachts mit seinem Bruder und seiner Schwester, um zwei Uhr morgens zusammenziehen, das erste Kind um drei Uhr. Masturbieren.

Ein Leben voller Glück, eine Nacht ohne Schlaf.

Er dreht sich zur Seite, verdeckt sie mit seinem Oberkörper.

Mit der rechten Hand hakt sie den BH auf, schlüpft erst aus dem einen Träger, dann aus dem anderen, schiebt den BH hinunter, knüllt ihn zusammen, bevor sie ihn unter dem weißen Tanktop hervorzieht und in der Tasche seiner Cabanjacke versteckt.

Ohne es zu merken hat sie bei diesem Manöver die Spitze etwas eingerissen.

Ihre Brüste spannen, sein Herz pocht.

Er legt ihr einen Arm um die Schulter. Sie lachen nicht mehr, sind jetzt ganz still. Unauffällig lässt er eine Hand in ihr Dekolleté gleiten und streicht mit den Fingerkuppen über ihre Brustwarze.

Sie hat ihm die Hand auf den Kopf gelegt, ihre Augen sind geschlossen. Er hat sich den Schädel rasiert. Es fällt nicht auf, dass er kahl wird.

Unvorstellbar, dass sich dieses durchnässte Paar nach sieben Monaten drei Bänke weiter wiederfinden wird, er mit Haaren auf dem Kopf und sie mit Ringen unter den Augen.

Knochentrocken.

Er hält mir die Augen zu.

Die Hände meines Vaters sind riesig, seine Finger so dick wie die Zigarren der pokerspielenden Schurken in den Zeichentrickfilmen von Tex Avery.

Sonntagabends sitze ich im Schlafanzug auf dem Ledersofa im Wohnzimmer und spähe durch seine Finger hinüber zu den Liebesszenen im Fernseher.

Ich erkenne Körper, die sich bewegen, und ab und zu höre ich Schreie.

Er legt die Hand aufs Herz und gibt mir Ratschläge.

Bloß nicht taktieren, ich soll sagen, was ich fühle!

Mein Vater wiederholt die Worte *ehrl*ich und *auf*richtig.

Aber vorläufig hauen die Jungs auf dem Schulhof sowieso vor mir ab.

Wenn er mir die Liebe erklärt, nimmt er die Finger zu Hilfe.

Erstens, der Daumen: Das Wichtigste ist *der Respekt*.
Zweitens, der Zeigefinger: *das Vertrauen*.

Bis er beim Mittelfinger ist, bin ich in Gedanken längst woanders und tue nur so, als würde ich zuhören.

Hoch die Hände, hoch, hoch, hoch die Hände!

Die Hände meines Vaters bewegen sich in alle Richtungen und ganz und gar nicht im Takt. Er kümmert sich nicht um die Choreografie des Animateurs auf der Bühne, amüsiert sich aber offenbar königlich. Er wackelt mit dem Hintern und bewegt die angewinkelten Arme auf und ab, geht mit geschlossenen Augen in die Knie, als würde er einen Twist tanzen. Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn.

Von allen im Zelt singt er am lautesten. Wie ein Schlagerstar zeigt er mit dem Finger auf mich, und alle können es sehen.

Schenke mir dein Herz, schenke, schenke, schenke mir dein Herz.

Eigentlich, mein Vater räuspert sich. Jetzt kommt wohl etwas Wichtiges.

Nach dem Mittagessen, als nur noch wir beide am Tisch sitzen, kneift er die Augen zusammen und starrt ohne zu zwinkern vor sich hin. Seine Lider sind ganz zerknittert.

Kleine lilafarbene Adern zeichnen Spinnweben unter seine Brauen.

Eigentlich, mein Vater seufzt und ich warte, dass er fortfährt.

Ich darf ihm nicht in die Augen sehen, sonst muss ich womöglich lachen.

Eigentlich kann man gar nicht genug lieben.

Meinen ersten Freunden gibt er Spitznamen von Figuren aus dem »Zauberkarussell«, Kasimir zum Beispiel oder Zebulon.

Und dann wundert er sich: *Warum stellst du ihn mir denn nicht vor?*

Mit gefalteten Händen sieht er mich flehentlich an, wie eine Besessene. *Ich bitte dich inständig, sei so gut und zwinge dich zu nichts, es gibt nichts Traurigeres als vorge-täuschte Liebe.*

Wenn ich mich in den Armen meines Vaters ausweine, mag ich ihm nicht verraten, weshalb ich traurig bin. Er reibt mir über den Rücken, fragt: *Ist es wegen eines Jungen?*

Mit aller Macht will er sich Zugang zu meinem Herzen verschaffen, doch das bleibt geschlossen wie eine verriegelte Tür.

Ich mache mir keine Sorgen, du wirst schon noch den Richtigen finden und dann kracht es wie in einer Wagner-Oper.

An Tagen voller Kummer darf ich mit ihm im Wintergarten eine rauchen.

Dann sprechen wir über die Liebe und dampfen dabei den Rauch unserer Sehnsucht aus wie zwei alte Schornsteine.

Mein Vater hantiert mit seiner Zigarre herum.

Er hält sie unter die Nase und schnuppert am Deckblatt, schiebt die Banderole zurück, schneidet den Kopf mit der Zigarrenscheren ab, schnippt das Zippo mit dem Daumen auf und dreht mit der Fingerkuppe das kleine Zahnrad.

Mein Vater pustet leicht auf die Glut, um sie zu entfachen, erst danach nimmt er die Zigarre in den Mund und zieht daran.

Früher oder später werde ich dich verlassen.

Ich bin vierunddreißig Jahre alt und habe noch nie mit einem anderen Mann als meinem Vater zusammengelebt.

Ich habe Champagner bestellt, obwohl es noch nicht mal 18 Uhr ist.

Er ist weg, hat erst die Cabanjacke angezogen, dann die Mütze aufgesetzt.

Warum habe ich nicht versucht, ihn zurückzuhalten?

Als er aufstand, ließ ich die Hände in den Manteltaschen.

Mir kam der Gedanke, ihm vorzuschlagen, zu mir zu gehen, um uns ein letztes Mal zu lieben.

Knopf für Knopf schloss er seine Jacke, die er normalerweise offen trägt. Der mittlere Knopf, mit einem eingepprägten Anker, fehlte schon lange.

»Ich bleibe noch ein bisschen.«

Das schien ihn nicht zu erstaunen, doch es führte zu einem kurzen Moment der Befangenheit: Ich saß noch

auf der Bank, er stand schon vor mir und wusste nicht, wie er sich verabschieden sollte.

Aber wenn ich aufgestanden wäre, hätte er mich womöglich auf die Wange geküsst.

Zur Begrüßung hatte ich ihm einen Kuss auf den Mund gegeben, seine fest geschlossenen Lippen schmeckten nach Rost.

Eigentlich hatten wir heute Abend ins Theater gehen wollen, also hatte ich, als er mir weit vor der Zeit eine SMS schickte, dass er mich im Café an der Ecke erwarte, sofort den Mantel angezogen, obwohl ich noch nicht fertig war, die Wohnungstür abgeschlossen, den Aufzug genommen, ich war aus dem Haus getreten und dann auf direktem Wege und ohne Eile hingegangen, als ginge ich zu meiner eigenen Hinrichtung.

Was sollten wir nun mit den Eintrittskarten anfangen?

Er legte mir die Hand auf den Arm und drückte ihn leicht, als wollte er mir Mut machen.

Sein Motorradhelm baumelte an seinem Arm.

Als er auf die Tür zuing, stolperte er über den Vorderreifen eines neben einer Sitzbank abgestellten Dreirads.

Bei der Theke verlangsamte er seinen Schritt, und ich dachte schon, er würde sich noch einmal umdrehen und etwas sagen.

Nicht weil ich glaubte, dass er seine Meinung geändert hatte, doch ich hoffte auf etwas anderes als diesen einen Satz: »Leidenschaft ist nicht alles.«

Er blieb stehen, bat um die Rechnung und kramte Kleingeld aus seiner Jeanstasche.

Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig.

Wenn wir uns in meiner Wohnung auszogen, um uns zu lieben, purzelten die Münzen immer aus seinen Taschen und rollten über den Boden wie Autofelgen nach einem Unfall.

Er hat sich nicht umgedreht, mir nicht von draußen zugewinkt, mit einem traurigen Lächeln, wie auf einem Bahnsteig.

Mit hängenden Schultern, ganz ohne Leidenschaft, ist er davongegangen.

Champagner, bitte.

In seiner Hand lässt er die Deckel der Champagnerkorken, die er sammelt wie Glücksmünzen, auf- und abhüpfen.

Welche Hand?

Mein Vater kniet vor mir, hält mir die Fäuste entgegen und wartet auf meine Antwort.

Ich zögere lange, entscheide mich dann für die rechte.

Die Hand meines Vaters öffnet sich und in seinem Handteller liegt, wie in einem Schmuckkästchen, ein großes, golden glänzendes Zehn-Franc-Stück.

Seine Augen strahlen, weil ich mich freue.

Als er wieder aufsteht, lässt er die Münze, die er in der anderen Hand hielt, unauffällig in der linken Hosentasche verschwinden.

Wenn er sich ärgert, trommelt mein Vater immer mit den Fingern.

Wenn er sich langweilt, streicht er seine Serviette glatt, das Tischset im Restaurant oder seine Zeitung, den *Canard enchaîné*, er faltet sie zusammen und wieder auseinander.

Er löst die Etiketten aus seinen und unseren Kleidungsstücken, schließt die Augen und reibt den seidenweichen Stoff genießerisch zwischen Daumen und Zeigefinger.

Bevor er sich zum Mittagsschlaf hinlegt, hebt er den rechten Arm über den Kopf, als wollte er sich zu Wort melden, und streicht dann mit der linken Hand über die Haut in der Armbeuge.

Um meine Barbiepuppe vorwärts zu bewegen, halte ich sie bei der Taille und lasse sie hopsen. Es gelingt mir nicht, sie einen Fuß vor den anderen setzen zu lassen wie einen echten Menschen.

Sie verliert ständig ihre Schuhe.

Der Arm meines Vaters hängt bis auf den Boden, als wäre er vor Anker gegangen.

Schnarchend hält er auf dem Ledersofa im Wohnzimmer seinen Mittagsschlaf. *Tick, tick, tick* macht der Sekundenzeiger der großen Uhr an seinem Handgelenk.

Gestern Abend, an meinem Bett, hat er mir eine Geschichte von einem unter der Erde schlafenden Riesen erzählt, dessen Albträume im Königreich über ihm Erdbeben auslösen.

Mein Vater hat eine blühende Fantasie.

Ich wandle diese Geschichte frei ab und lasse meine Barbie barfuß auf meinem schlafenden Vater herumhüpfen.

Die Hände meines Vaters sind eine Landschaft aus Hügeln und Tälern, durchkreuzt von Straßen und bläulichen Tunneln.

Sie riechen nach Zeitungspapier und nach Vétiver.

Sein Ehering ist so groß, dass ich ihn als Hula-Hoop-Reifen um den Daumen kreisen lassen kann. Im Bus faltet er unsere orangenen Fahrscheine der Länge nach und schiebt sie unter den Goldring, der für die Dauer der Fahrt Flügel bekommt.

Solange ich mich erinnern kann, haben die Hände meines Vaters Altersflecken, doch als kleines Mädchen hielt ich sie für größere Muttermale mit einem gezackten Rand.

Ich lerne die Monate mit dreißig und die mit einunddreißig Tagen mithilfe seiner Handknöchel kennen. Ich lerne sein Alter, indem ich es an seinen Fingern abzähle wie auf einer Rechenmaschine. Bis zur Sechzig dauert es ganz schön lange, das macht mich misstrauisch.

Nachts, in meinem Bett, stelle ich mir vor, dass mein Vater stirbt, und balle fest die Fäuste, um mich darauf vorzubereiten.